



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 11 May 26, 1955

Köln: Bund-Verlag, May 26, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

Jugend auf Barhockern

Ein Bericht von Rolf-Egon Palm
Foto: Cartier Bresson (Magnum)

Als Harry zum erstenmal etwas von einer Milchbar hörte, war das damals, als er in der Brunnenstraße Nummer zwei die Lichtleitungen legen sollte. Und es gab vielleicht keine erstaunteren Leute in der ganzen Stadt als Harry und seinen Meister Wenzelides (von Wenzelides u. Co., Elektro-Installationen), als sie erleben mußten, was so eine Milchbar wirklich wurde. „Eine Geschichte für Vegetarier und Rohköstler“, hatte Meister Wenzelides getippt. „So 'ne Art Kindercafé oder ein Reklameladen von der Molkererei“, hatte Harry getippt. Und nun war es der gemeinsame Nenner, auf, und der große Hut, unter den „diese Jugend von heute“ gebracht wurde, „die in den Milchbars herumsitzt, nichts als Boogie-Woogie im Kopf und einen Streichholzhaarschnitt (bei den Jungen) oder Pferdeschwänze (bei den Mädchen) auf dem Kopf hat, die diese ganz verrückten neumodischen Kleider trägt, diese Mädchen mit den langen, engen, karierten Hosen, die diese Verbrecherromane liest und Gangsterfilme sieht . . .

Wir trafen Harry auf seinem Stammsitz, nämlich dem dritten Barhocker von rechts. In der Milchbar. Denn seitdem Harry einen ersten Spähtrupp in die Milchbar unternommen hatte, hatten es ihm der Chromglanz, die modernen Farben der Tapeten und die modernen Formen der Tische und Stühle angetan. Und die modernen Menschen.

„Früher bin ich in Wirtschaften gegangen“, sagt Harry und saugt an seinem Strohhalm, „aber hier gefällt es mir besser.“ Warum es ihm denn besser gefiele . . . Ja das wüßte er nicht so genau auszudrücken, aber es wäre schon so. Also blieb uns nichts anderes übrig, als selbst herauszufinden, warum.

Eins ist klar: Irgendwohin gehen müssen auch die jungen Menschen von heute. Die von früher haben es auch getan. Und da gibt es im Grunde drei Möglichkeiten: die Wirtschaft, das Nachtlokal, das Café oder die Milchbar.

Ein bißchen verlegen

Die Wirtschaft stößt viele ab. „Da hat es so oft Betrunkene gegeben und Keilereien“, sagt Harry. Und viele andere sagen es auch. Nämlich die, die heute in den Milchbars sitzen. Peter G., Schlosserlehrling in einem großen Werk, sitzt neben Harry auf dem Barhocker: „Mich haben die älteren Gesellen und Arbeiter freitags immer mit in die Kneipen genommen. Da haben sie 'ne Menge getrunken und immer dasselbe erzählt, was sie im Krieg erlebt haben. Und nachher kamen ihre Frauen und haben sie rausgeholt.“

In die gleiche Kerbe schlägt auch Gerda M., die Schneiderlehrling ist. Vielleicht ein bißchen zu frech, sagt sie: „Zu Hause kann man doch gar keine vernünftigen Gespräche führen.“ Und was das denn für „vernünftige“ Gespräche wären, die sie in der Milchbar führten. Im Augenblick sind sie alle drei ein bißchen verlegen. „So über alles“, sagt Harry. „Was uns interessiert“, ergänzt Peter. „Ich will's Ihnen sagen“, ergreift Gerda die Initiative: „Bevor Sie reinkamen, haben wir beispielsweise darüber ge-

Fortsetzung Seite 2



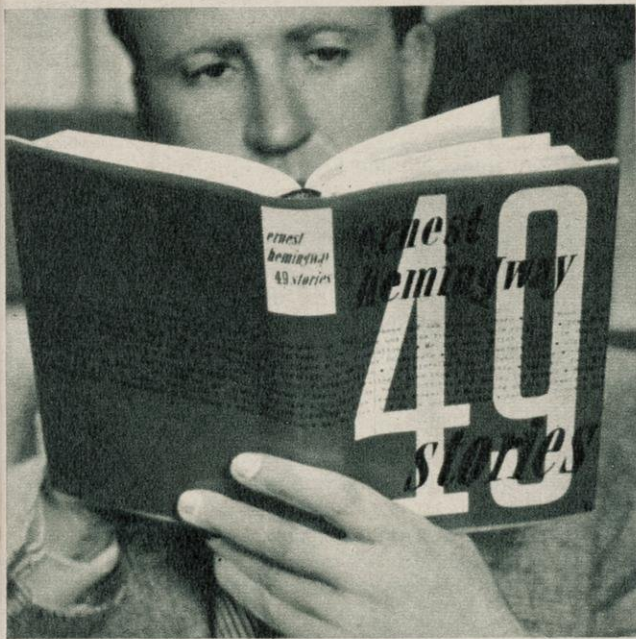


Von Kopf bis Fuß auf das Moderne eingestellt ist dieser junge Mann. Sein Hemd hat den gespreizten Kentkragen, der den mit einem Windsorknoten geschlungenen Schlips voll zur Geltung kommen läßt (nur eine Sache der Fingerfertigkeit!). Wie alles Moderne ist auch die Herrenmode unserer Zeit sachlich und bequem. „Lange Haare würden mich bei der Arbeit und beim Sport stören“, sagt der junge Mann, „und die Hosenbeine hatte ich nie gern um die Waden schlackern.“ Bequem sind auch die großen aufgesetzten Taschen auf dem einfach geschnittenen Mantel. „Moderne Menschen denken auch modern“, sagt er.

Was ist modern?

Unser Lebensstil wandelt sich
Er ist nur noch zu kostspielig
Fotos: Held (2), Charles Wilp, Shaw-Magnum, dpa

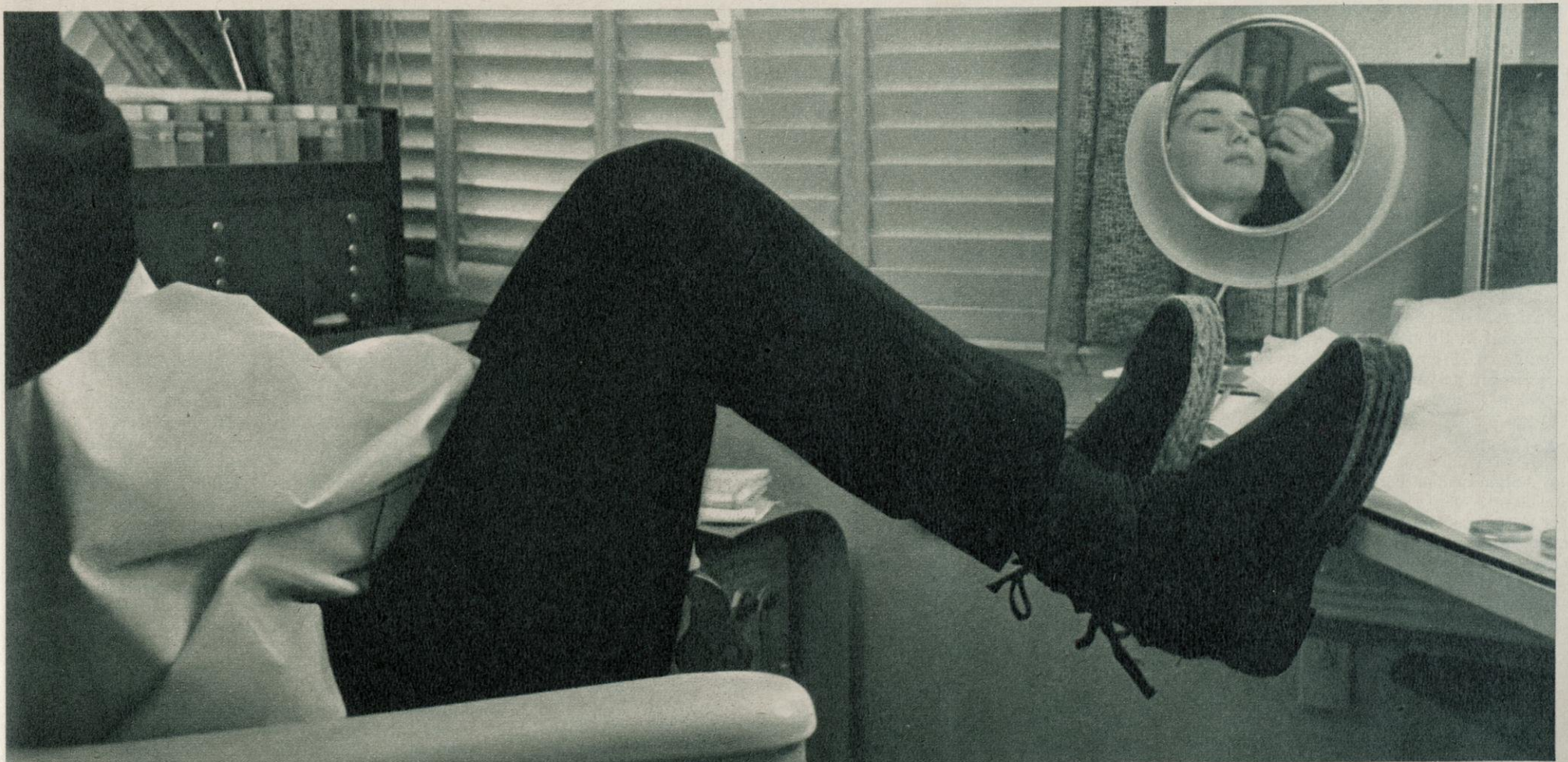
In der Küche beginnt die moderne Welt. Mixgerät und Kühlschrank geben dem Reich der Hausfrau 1955 ihr Gesicht. Zwar sind Infrarotöfen, die ein Kotelett in drei Minuten gar braten, und vollautomatische Müllsilos, die aus einer Öffnung in der Wand den Abfall absaugen, noch schöne Träume. Aber immerhin — Großmutter hatte es schwerer, seinerzeit zu ihrer Zeit. Großmutter mußte schon um sechs Uhr aufstehen, damit sie den Sieben-Personen-Haushalt bis zum Feierabend in Ordnung hatte. „Ich aber habe Zeit und Lust, mich abends mit meiner Familie gemütlich zu unterhalten“, sagt die Hausfrau (oben).



Das berühmte Buch mit Hemingways „49 Stories“ liest der Mann auf unserem Bild. Hemingways Stil hat fast alle Schriftsteller unserer Zeit beeinflusst. Deshalb bekam er auch den Nobelpreis. In Hemingways Stories spielen einfache Menschen die große Rolle. Wie im wirklichen Leben. In den Büchern unserer Eltern und Großeltern waren es Fürsten, Grafen und Komtessen in einer erträumten Märchenwelt. Auch Hemingway ist einfach geblieben. Als er den Nobelpreis bekam, hielt der berühmte moderne Mann keine schwülstige Rede, sondern sagte ganz einfach: „Gott sei Dank, jetzt kann ich meine Schulden bezahlen.“



Moderne Menschen — moderne Möbel. In eine Welt mit Mixgerät, Kühlschrank und Hemingway paßt weder Kronleuchter noch Kanapee. Raten zahlen muß man sowieso, warum da nicht Möbel nehmen, die in unsere Zeit passen (oben). Heute werden die Menschen durchschnittlich viele Jahre älter als früher. Daran hat neuzeitliche Hygiene und Körperpflege ihren Anteil. „Ich will nicht schon so früh eine alte Frau werden, wie es meine Mutter war“, sagen viele Frauen heute und gehen einmal im Monat zur Kosmetikerin (leider sehr kostspielig!). Sie tragen lange Hosen und angenehme Schuhe. Das ist bequem.





In der Kirche der Armen kniet der Bürgermeister von Florenz, La Pira. Es ist seine Kirche. Er öffnete das seit Jahren verschlossen gehaltene Gotteshaus von San Procolo und stöberte einen alten Priester auf, der die Messe lesen sollte. Und nach der Messe gab es für jeden der Ärmsten der Armen von Florenz — ein Brot. Der Professor des Römischen Rechtes, La Pira, wußte, was Armut heißt: Er hatte sie selbst erlebt. Er war einer von ihnen. Und die Bettler von Florenz schützten ihn auch, als Mussolini ihn verhaften wollte. Und die Bettler von Florenz stimmten für ihn, als ein neuer Bürgermeister gewählt wurde.

Der heilige Mann Bürgermeister von Florenz

Eine Reportage von Gene Kamerman



Die Armen von Florenz wußten warum, als sie La Pira zum Bürgermeister machten. Seit zwanzig Jahren half er ihnen — er würde sein Versprechen halten. 3000 neue Wohnungen ließ La Pira bauen, sobald er im Rathaus saß (oben). Er läßt die Bittsteller nicht zu sich kommen — er geht zu ihnen auf die Straße. Und die Bitten schreibt er in sein Notizbuch. Und jedem wird geholfen. In ganz Florenz gibt es nur eine Gruppe von Leuten, die lange Gesichter machen, wenn sie La Pira sehen: die Kommunisten. Dieser „heilige Mann von Florenz“ hat ihnen gezeigt, daß zur Bürgermeisterwahl mehr gehört als bunte Plakate.



Die Propaganda-Reden der Kommunisten klangen hohl angesichts der Hilfe, die La Pira für die Armen hatte. Wenn La Pira über die Straße geht, warten viele auf ihn: „Professor, ich hab' noch immer keine Arbeit!“ — „Professor, ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen!“ Und der „Professor“ hat Hilfe für jeden. Auf unserem Bild ist es eine Frau, die einen kranken Mann zu Hause liegen hat und nicht weiß, wovon sie ihre neun Kinder ernähren soll. La Pira, Bürgermeister von Florenz und Professor des Römischen Rechtes, ernährt praktisch schon seit einem halben Jahr diese Familie aus seiner eigenen Tasche.



Mobilmachung der Gefallenen

Von Wolfgang Paul

Es war wieder soweit. Der Generalissimus unterschrieb. Braun senkte den Kopf. Er hörte, wie der Füllfederhalter kratzte. Er kratzte Geschichte.

„Braun“, sagte der Generalissimus, „ich vermisse das Regierungssiegel. Als wir das letztmal eine solche Order unterschrieben, waren Sie aufmerksamer.“

Der Sekretär lächelte.

„Generalissimus“, sagte er, „dieses Mal ist es unnötig. Die Autorität, die Sie genießen . . .“

„Verdammt“, lachte der Generalissimus, „das hätte ich beinahe vergessen. Ich werde alt.“ Er reichte Braun das Dokument. „Vorwärts“, rief er, „vorwärts.“

Er erhob sich: „Morgen ist erster Mobilmachungstag.“

Griff nach dem Kognakglas: „Den Stabschef, bitte!“

Der Stabschef — elegant, weiße Schläfenhaare — meldete sich.

„Ich bitte Sie“, begann der Generalissimus, „den Vortrag recht kurz zu halten. Der letzte Krieg fand 1945 ein vorzeitiges Ende. Es ist schwer, unsere Völker für einen neuen Krieg zu begeistern.“

„Sie fürchten den Tod“, lächelte der Stabschef.

„Außerdem haben gewisse Schriftsteller so viel über den Tod im Krieg geschrieben — und die Leute haben es auch gelesen —, daß es der besten Propaganda schwerfallen wird, den Heldentod als sinnvoll hinzustellen. Sie wollen leben, diese Feiglinge, und die morbide Literatur ist schuld, daß sie es wollen.“

„Man hätte diese Literatur verbieten sollen“, rief der Stabschef.

„Unsinn“, erwiderte der Generalissimus, „das wäre dumm gewesen. Unseren Völkern fehlte die Übung, über den Tod zu sprechen.“

„Ich habe mich deshalb entschlossen“, fuhr er fort, „neue Wege zu gehen. Ich habe ein Dokument unterzeichnet, das uns wieder Handlungsfreiheit verschaffen soll.“

„Die Mobilmachung der Gefallenen“, sagte der Stabschef leise.

„Sie setzt morgen früh ein. Wann ist das morgen, Braun?“

„Gegen sechs Uhr.“

„Prachtvoll, zu dieser Zeit pflege ich aufzustehen. Sie, Stabschef, haben jetzt freie Verfügung über alle seit dem 1. 9. 39 gefallenen Soldaten sämtlicher Nationen, die am zweiten Weltkrieg beteiligt waren. Und nun, mein Lieber, die Details Ihrer Dispositionen.“

Der Stabschef fragte nachdenklich: „Zuvor eine Frage, wenn Sie erlauben. Gegen wen, bitte, sollen wir vom Leder ziehen?“

„Na, hören Sie“, rief der Generalissimus ärgerlich, „das ist doch gleichgültig. Im übrigen weiß ich es selbst noch nicht. Ich verlange von Ihnen nur die Details. Das übrige wird der Zufall klären — oder unsere Politik.“

„Es ist beabsichtigt“, erwiderte der Stabschef, „einhundert Infanteriedivisionen aus folgenden Kontingenten aufzustellen: Russen, Polen, Deutsche. Bei diesen Nationen hat sich die Infanterie besonders bewährt. Es würde Effekt machen, sie in gleichen Verbänden marschieren zu lassen.“

„Sie sind überzeugt“, sagte der Generalissimus, „daß diese Gefallenen über die notwendige Kampferfahrung verfügen?“

„Durchaus. Sie bilden das Gros.“

„Sind hundert Divisionen nicht zuwenig — ich meine, die Zahl der toten Infanteristen dürfte höher sein?“

„Vorläufig reicht die Elite aus“, erwiderte der Stabschef.

„Weiter“, sagte der Generalissimus.

„Dann fünfzig Panzerdivisionen: Engländer, Franzosen, Amerikaner und wieder Deutsche. Vielleicht die von Dünkirchen, der Normandie, den Ardennen, Smolensk. Sie haben es wirklich verdient, daß sie einmal Schulter an Schulter kämpfen.“

„Vortrefflich“, rief der Generalissimus. „Und die Luftwaffe?“

„Die Luftwaffe“, fuhr der Stabschef fort und blätterte in seinen Papieren, „werden wir nach diesen Gesichtspunkten aufstellen: Jagdflieger: Deutsche und Briten, vielleicht auch ein paar Russen. Das Kommando dürfte Mölders übernehmen.“

„Donnerwetter — Mölders“, rief der Generalissimus.

„Die Bombengeschwader stellen die Amerikaner. Die Besatzungen dürften ausreichen. Die Aufklärung übernehmen die Franzosen: Antoine de St. Exupéry wird das Kommando übernehmen. Man sollte ihn schnellstens ausfindig machen.“

„Und die Flotte?“

„Ein schwieriges Problem. Diese Rivalität. Allein die Briten und Japaner. Und dazu die Russen. Das Kommando würde natürlich ein Brite übernehmen.“

„Der Kommandant des Schlachtschiffes, das von der »Bismarck« versenkt wurde.“

„Großartig.“

„Und der Nachschub?“

„International. Die Leitung könnten ein Amerikaner und ein Deutscher übernehmen. Am besten ein Deutschamerikaner.“

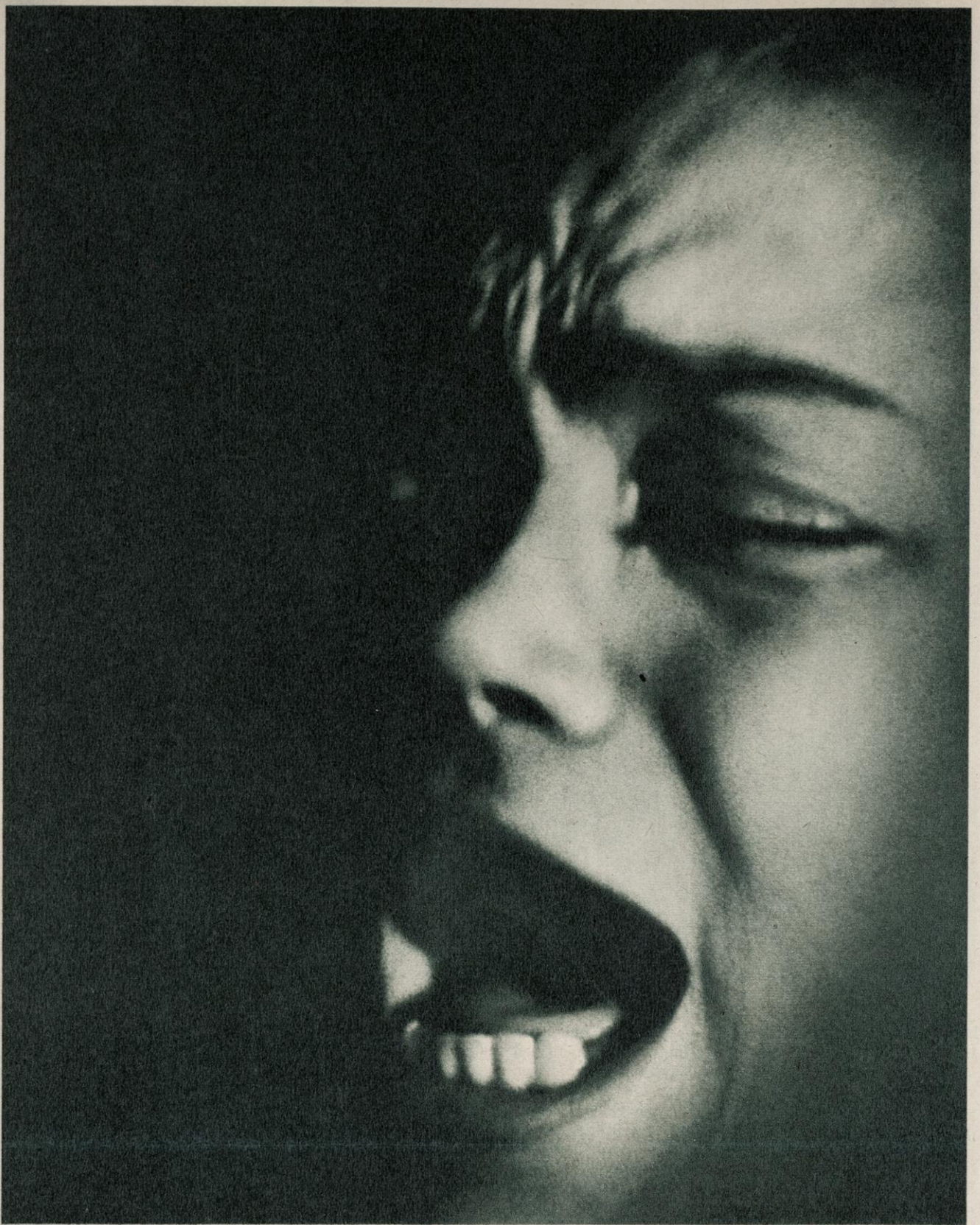
„Danke. Und was noch?“

„Die Propaganda“, bemerkte der Stabschef. „Man darf sie nicht vergessen.“

„Ilja Ehrenburg? Goebbels?“ ließ sich der Generalissimus hören.

„Ehrenburg lebt noch.“

„Dann Goebbels“, entschied der Generalissimus.



„Die Atombomben, Generalissimus“, sagte der Stabschef. „Geschmacklos. Bisher ist noch niemand, der eine Atombombe warf, gefallen. Der Krieg wurde doch zu früh abgebrochen.“

„Ich schlage vor, wir reservieren sie im Hauptquartier.“

„Na — und?“

„Wenn das Unternehmen schiefgehen sollte . . . Ich denke, wir könnten sie dann im Hauptquartier brauchen . . .“

„Sind Sie wahnsinnig? Denken Sie, was ein Stauffenberg anrichten könnte, wenn wir die Atombomben im Hauptquartier zurückhalten. Er sprengte uns in die Luft.“

Keine Angst vor heißen Sachen!

Billy Butterfield und seine heiße Dixieland-Trompete (unten) und Eartha Kitt und ihre heisere Stimme (oben) bringen „Rote Rosen“ zum Verwelken! Darum sollten Schnulzenfreunde, die „Anneliese“ und „Kleines Mädchen von Hawaii“ lieben, am besten weiterblättern. Diese beiden schwarzen Musiker wollen mehr, als nette Liedchen singen. Auch in Deutschland scheint man des sentimentalen Kitsches blutarter Singmädchen bald überdrüssig zu sein: Die Erfolge der Caterina Valente beweisen es.





Wer macht noch mit?

Aufwärts-Leser wollen einen Araber nach Deutschland holen

Am 1. Juni läuft der Thomas-Plan an — Thomas berichtet auf dieser Seite über das Echo seines Aufrufes — Fotos: Hoffmann (2) Moosburger

In ein paar Wochen wird irgendwo an der Küste Nordafrikas ein junger Mann mit schwarzem Haar, großen dunklen Augen und gebräunter Haut über den Laufsteg eines Schiffs gehen oder in den Rumpf eines Flugzeugs klettern, um eine große Reise anzutreten, die ihn bis nach Köln am Rhein führen soll. Dieser junge Mann aus Nordafrika wird etwa zwei Jahre in Deutschland bleiben, um einen Beruf zu erlernen, mit dem er später seinem Heimatland nützlich sein kann.

Meine lieben Freunde, ich kann Euch heute endgültig sagen, daß sich genügend junge Leser gefunden haben, die bereit sind, meinen Vorschlag von Anfang des Jahres finanziell zu unterstützen, einem Freund aus der ärmsten Schicht eines kolonialen Landes eine gründliche Ausbildung zu verschaffen. Gern würde ich jedem, der mitmachen will, die Hand schütteln. Aber ich muß schon alle Freunde bitten, sich mit einem schriftlichen Dank zu begnügen.

Und nun wird es Ernst: Am 17. Mai habe ich dem Generalsekretär des Tunesischen Gewerkschaftsbundes, Ahmed Ben Salah, einen Brief geschrieben und gebeten, nach einem geeigneten Freund für uns Ausschau zu halten.

Unser Freund wird etwa zwei Jahre bei uns bleiben müssen. Ein Universitätsstudium können wir ihm kaum verschaffen, da es eine konkrete Vorbildung verlangt, die er nicht haben wird. Ich schlage deswegen vor, ihm in einer modernen Fabrik eine Art Volontärstelle zu vermitteln, die durch den Besuch einer technischen Abend-schule ergänzt werden sollte.

Ich bin sicher, daß alle Leser, die sich bereit erklärt haben, mitzumachen, ihr Wort halten werden. „Aufwärts“ hat ein Sonderkonto unter der Bezeichnung errichtet: Spendenkonto Aufwärts 87 212—1 Bank für Gemeinwirtschaft Nordrhein-Westfalen AG., Niederlassung Köln, Domkloster 3. Postscheckkonto der Bank: Köln 12 46 52. Ich bitte darum, auf dieses Konto ab 1. Juni und von da an laufend zu Anfang jedes Monats zu zahlen. Jederzeit können neue Spender hinzukommen — wenn das Geld ausreicht, werden wir einen zweiten Freund aus dem Orient holen.

Liebe Freunde, wir sollten nicht glauben, daß bei der Verwirklichung unseres Plans nur wir die Gebenden wären. Wir alle werden einen Nutzen haben, wenn unser „Schützling“ über die Eigenarten seiner Heimat berichtet. Wenn wir als moderne Menschen andere Völker beurtei-

Das ist unser Mitarbeiter Salim al-Habschi. Salim ist 30 Jahre alt, hat einen arabischen Vater und eine indonesische Mutter, er wurde in Indonesien geboren. Mit zwölf Jahren kam er nach Kairo, wo er einige Semester Medizin studiert hat. 1949 ging er nach Paris, um Philosophie zu studieren, jetzt studiert er in Köln Germanistik. Salim spricht sechs Sprachen und ist ein beachtlicher moderner Maler. Er wird sich unseres „Schützlings“ zunächst annehmen (links). Übrigens haben in Duisburg schon mehrere Mohammedaner einige Jahre gearbeitet, Pakistaner, deren Regierung ihre Ausbildung bezahlt.

len wollen, dürfen wir dafür nicht unseren gewohnten Maßstab anlegen. Das meint auch „Aufwärts“-Mitarbeiter Salim al-Habschi, der uns heute noch einige Ratschläge gibt, wie wir den Orient betrachten sollten:

„Wie jeder Mensch seine eigene Persönlichkeit hat, so haben auch die Völker und Nationen ihre eigene Persönlichkeit. Diese Tatsache muß man respektieren — sie braucht aber nicht dazu zu verleiten, eine echte Würdigung der Eigenarten dieser Völker und Nationen zu unterlassen.“

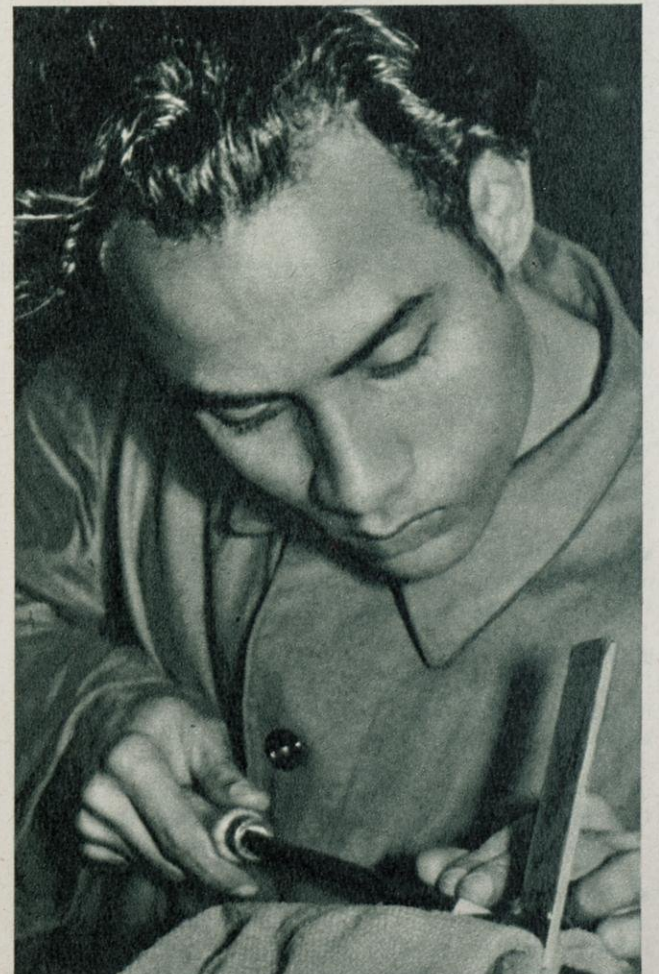
Wenn wir uns eine Meinung über den Orient bilden wollen, dann kommt es in erster Linie darauf an, zu wissen, wie er wirklich ist — nicht aber, wie wir ihn gern sähen. Die arabischen Länder und Europa sind mit Tugenden und Fehlern verschwenderisch ausgestattet. Es kann sehr wohl passieren, daß die Tugenden des einen Teils beim anderen Teil als Fehler empfunden werden — und umgekehrt.

Jeder Versuch zur objektiven Beurteilung eines anderen Volkes scheidet, wenn man nicht den richtigen Maßstab dafür findet. Ein Deutscher, der in ein arabisches oder asiatisches Land fährt, wäre mehr als enttäuscht, wenn

Fremdartig und reizvoll erscheint uns die arabische Landschaft. Aber sanfte Sandhügel und schlanke Palmen, die manchem reichen Touristen als „Kulisse“ romantischer Nächte anmuten, sind die gewohnte Umwelt der Araber. Sie genießen nicht nur die Reize ihrer Heimat, sondern haben auch mit der Brutalität ihres Klimas fertig zu werden. Bewohner der klimatisch gemäßigten Zonen Mitteleuropas — und vor allem die Deutschen — vergessen zum Beispiel häufig, daß in den heißen arabischen Ländern jede Aktivität ein größeres Maß Energie erfordert als hier. Dort muß man mit weniger Arbeit „auskommen“.

er engstirnig erwarten würde, daß ein Araber, Chinese oder Inder sich so benimmt, so denkt und seine Probleme so löst, wie es für einen Deutschen selbstverständlich ist. Solch ein Maßstab wäre primitiv. Es entspräche etwa den Vorstellungen eines Menschen, der in eine Kunstausstellung mit der Erwartung geht, dort vom Künstler seine eigenen Träume, die Träume des Betrachters, dargestellt zu finden.

Ich glaube daran, daß jeder Mensch — ob er nun in China, Amerika, Rußland oder Afrika geboren worden ist — eine angeborene Veranlagung besitzt, die es möglich macht, den anderen zu verstehen, seine Eigenarten zu tolerieren. Oft aber ist diese Veranlagung sehr verkümmert, weil die Staaten und die Diplomatie sich ihrer nicht angenommen haben. Wir alle müssen sie daher selbständig und in eigener Verantwortlichkeit pflegen! Wenn das endlich im großen Maße geschieht, dann werden die Völker des Orients und des Okzidents endlich friedlich nebeneinander und miteinander leben — wobei sie keineswegs ihre Besonderheiten verlieren würden. Die Chinesen haben das einmal in einem Sprichwort ausgedrückt: Zwei Personen können in einem Bett schlafen, aber trotzdem zwei verschiedene Träume haben.“

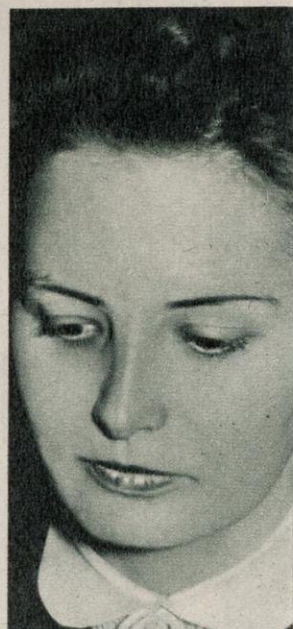
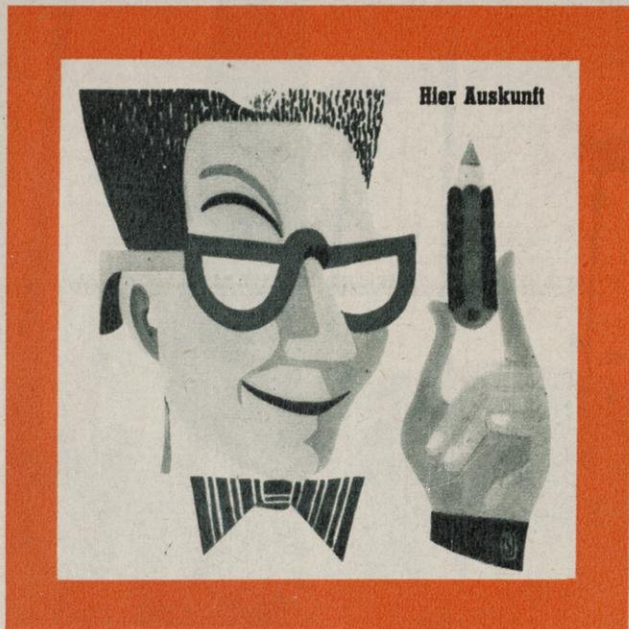


Liebe Freunde! Im vorigen „Aufwärts“ habe ich einige der Gründe aufgezählt, die mich veranlassen, unserem Freund Ernst Spritzing aus Hamburg zu raten, nicht zu den sogenannten Weltjugendfestspielen nach Warschau zu fahren. Ich will es unterlassen, die Zahl der Begründungen zu erweitern. Es ist ein einziger Protestbrief gegen meine Stellungnahme eingegangen — was mich erstaunt hat —, und in diesem Protest beschränkt sich Schreiber, Emil Finck aus Bremerhaven, sowieso im wesentlichen nur auf den Punkt 1 meiner Gründe. Emil bestreitet heftig, daß der mächtige Sowjetblock in den

Frauen, nichts als Frauen

Von Käthe Bonnessen

Aber es waren Frauen, die Ernsthaftes zu sagen wußten und sich auch nicht scheuten, das auszusprechen, was sie dachten. Bundesfrauenkonferenz des Deutschen Gewerkschaftsbundes vom 12. — 14. Mai in Dortmund.



letzten zehn Jahren erheblich dazu beigetragen habe, uns wiederholt an den Rand eines dritten Weltkrieges zu bringen. Ich halte es für meine Pflicht, Euch den Protest Emils zu melden. Eine Diskussion mit ihm halte ich jedoch so lange für unfruchtbar, wie er die Tatsachen, die nackten Fakten der zehnjährigen Nachkriegsgeschichte nicht in seine Überlegungen einbeziehen will. Tut er das nicht, dann könnte ich ebensogut mit einem Tauben „diskutieren“.

Thomas

Hemd und Halstuch

Fritz Wittig aus Brillit, Kreis Bremervörde, schreibt uns: Wir wollen uns in unserer Gruppe eine Kluft zulegen; und zwar Hemd und Halstuch. Das Hemd soll grau sein, lange Ärmel und zwei Brusttaschen haben. Auf die linke Brusttasche wird unser Stoffabzeichen genäht. Das Halstuch soll in einem matten Grün gehalten sein, am Rand gesäumt von den Farben Schwarz-Rot-Gold. Wir wissen, daß sich verschiedene Gremien der Gewerkschaftsjugend gegen eine „Uniformierung“ ausgesprochen haben. Wir haben deswegen bewußt das Wort „Kluft“ gewählt. Warum sollen wir nicht mit unserer Kleidung (sprich Kluft) auch nach außen hin zeigen, daß wir die Gewerkschaftsjugend sind?

● Sei mir nicht böse, lieber Fritz — aber in mir habt Ihr keinen sehr guten Anwalt für Eure Absichten. Meine Abneigung gegen jede Art von Uniformierung — und Ihr habt zwar keine Uniform, sondern eine „Kluft“ gewählt, die Euch aber äußerlich weitgehend gleich macht, also „uniformiert“ — ist außerordentlich groß. Ich darf Euch bei dieser Gelegenheit erzählen, daß ich in Berlin lange Zeit Mitglied der FDJ war und eine kleine Revolte in unserer Gruppe organisiert habe, als die Uniformierung begann. Genützt hat's allerdings nichts. Aber Ihr habt natürlich trotz meiner Abneigung Anspruch auf eine sachliche Antwort: Für Eure Kluft spricht nach meiner Meinung, daß auch die Demokratie — und die Gewerkschaftsjugend ist ein Element der Demokratie — eines gewissen äußerlichen Glanzes, einer gewissen Repräsentanz bedarf. Zudem ist es ganz gut, wenn gewisse Bürger gelegentlich durch Eure Kluft darauf gestoßen werden, daß sich Jugend auch zu den Gewerkschaften bekennt. Gegen Eure Kluft spricht u. a., daß „Uniformierung“ offenbar doch bei einem großen Teil der modernen Jugend nicht mehr ankommt. Wenn Ihr Euch durch eine Kluft von den anderen Jugendlichen unterscheiden wollt, so besteht zugleich die Gefahr, daß Ihr Euch von ihnen isoliert.

Trotzdem

Klaus-Dieter Schröder schreibt aus Frankfurt a. M.: Ich weiß, daß es unter den Jazz-Anhängern immer Meinungsverschiedenheiten über die Stilrichtungen und Streitigkeiten über den Wert der bekannten Jazz-Musiker gibt. Trotzdem frage ich, welcher Jazz-Musiker nach Deiner Meinung der beste Vertreter des alten New-Orleans-Stils ist?

● Sidney Bechet, geboren 1897 in New Orleans, ist nach meiner Meinung der beste lebende Vertreter des nach seiner Vaterstadt benannten Stils.

Nichts wie hin

Lieselotte P. aus Essen schreibt uns: Ich habe einen italienischen Brieffreund in Neapel. Wir schreiben uns schon seit zwei Jahren. Jetzt hat er mich für diesen Sommer nach Neapel eingeladen. Seine Eltern würden mich auch freundlich aufnehmen. Er hat aber auch zu wenig Geld, um die Reise für mich bezahlen zu können. Meinst Du, daß man bis Neapel trampeln könnte?

● Daß er Dir die Reise nicht bezahlen kann, ist zwar unbequem für Dich, nicht aber unbedingt ein großer Nachteil. Wenn Du Dich den Gefahren und Strapazen einer Tramp-Fahrt gewachsen fühlst: nichts wie hin!

„Wir dürfen den jungen Menschen, der durch die Entwicklung der letzten 20 Jahre viele Belastungsmomente aufgenommen hat, nicht noch dadurch unsicher machen, daß wir Maßstäbe zugrunde legen, die auch früher nicht berechtigt und angebracht waren“, sagte Thea Harmuth in ihrem Referat (oben links). Loni Albrecht ist Frauen-sachbearbeiterin bei der IG Metall in Kassel. Sie war früher begeistert bei der Jugendarbeit. Arbeitsschutz und Verbesserung der sozialen Stellung der Frau hält sie für das Wichtigste (links Mitte). Die Vertreterin der dänischen Gewerkschaften, Frau Masculat, sprach für die aus-

ländischen Gäste (Mitte rechts). Erika Heußner, 25 Jahre (rechts), Frauensekretärin und Jugendsekretärin des DGB in Köln, weiß sowohl um die Schwierigkeiten, den Frauen Gewerkschaftsarbeit nahezubringen, wie um die Hemmungen, die die Jugend an aktiver Mitarbeit hindern. Sie wird von den Jugendkollegen und von den Frauen gleich hochgeschätzt, nur sind beide ungehalten, daß sie „ihre Erika“ nicht ganz für sich haben. Diese ernste Zuhörerin (unten links) ist eine junge Angestellte aus Oldenburg. Sie war zum erstenmal auf einer Frauenkonferenz. Sie kommt ebenfalls aus der Jugendarbeit. Fotos: Hoffmann.



„Frauenkonferenz! 260 Frauen auf einem Haufen! Brrr... wie entsetzlich!“ höre ich viele junge Mädchen sagen. Wie erstaunt wäre sie aber gewesen, wenn sie gehört hätten, wie diese zweite Bundesfrauenkonferenz des Deutschen Gewerkschaftsbundes vom 12. bis 14. Mai in Dortmund sich sehr viel Sorgen und Gedanken gerade um sie, die jungen Arbeitnehmerinnen, gemacht hat. Und entsetzlich war es kein bißchen, denn es waren ja keine fanatischen, vermännlichten Frauenrechtlerinnen dort, sondern ansprechende, gepflegte Frauen, fast die Hälfte unter 40 Jahren, die an den Abenden frohgemut die Schaufenster der Dortmunder Geschäftshäuser bewunderten und nach preiswerten Sommerkleidern und netten Blüschchen Ausschau hielten.

Thea Harmuth, Leiterin der Hauptabteilung Frauen und Mitglied des Bundesvorstandes, sprach in ihrem großen Referat vom „Füreinander von alt und jung“ und forderte mehr Verantwortungsbewußtsein gegenüber den jungen Menschen im Betrieb. Aus der Sorge um eine rechtmäßige Berufsausbildung der jungen Mädchen lehnte sie auch die Anerkennung der Hauswirtschaftslehre als Lehrberuf ab. Die Hauswirtschaftslehre bringe den Mädchen keinen Vorteil für den späteren Beruf, sondern hindere sie — durch die Bindung an eine Lehrzeit —, eine andere Möglichkeit zur Berufsausbildung wahrzunehmen.

Unter den 164 Anträgen waren eine ganze Anzahl, die für die jungen Arbeitnehmerinnen sehr wichtig sind. Ein Antrag bittet den Bundesvorstand, auf eine baldige Verabschiedung des Jugendarbeitsschutzgesetzes hinzuwirken, zwei Anträge wenden sich ganz energisch gegen ein hauswirtschaftliches Pflichtjahr für Mädchen, ein anderer fordert die Erschließung neuer Berufe für Mädchen, und wieder ein anderer fordert dringend die Änderung des Berufsschulunterrichts für Mädchen, und zwar sollen sie eine handwerkliche Ausbildung bekommen.

Auf eigene Gefahr zu lesen!

Ein Kaplan trifft am Weihwasserbecken seiner Kirche eine junge Frau, deren Sommerkleid mit einem sehr gewagten Ausschnitt versehen ist. „Meine Dame“, sagt der Kaplan, „wenn Sie nur zwei Finger hineintauchen wollen, hätten Sie sich doch nicht auszuziehen brauchen!“

+

Der Kontrolleur tritt in ein Abteil und bittet um die Fahrkarten. Er runzelt die Stirn und wendet sich an eine Dame: „Sie haben eine Fahrkarte dritter Klasse, und hier ist die erste!“ Die Dame räuspert sich verlegen: „Entschuldigen Sie — ich dachte, ich wäre in der zweiten.“

„Hallo, Hans, ist der Doktor da?“

„Nein, mein Vati ist gerade weggefahren, eine Anästhe zu machen.“

„Donnerwetter, kompliziertes Wort für einen so kleinen Mann, wie du einer bist. Was bedeutet es denn?“

„50 Mark!“

+

Als Deutschland am 28. Juni 1919 im Spiegelsaal zu Versailles den Friedensvertrag mit seinen ehemaligen Gegnern unterzeichnet hatte, erhob sich der amerikanische Präsident Woodrow Wilson und sagte zu den Vertretern der einzelnen Länder: „Und nun, meine Herren, lassen Sie uns sinnen, wie wir diesen großen Tag würdig beschließen können!“ Da stützte der französische Ministerpräsident Clemenceau beide Hände vor sich auf den Tisch und erklärte schallend:

„Ich für meinen Teil geh' jetzt pipimachen.“